



ABSCHIED VON DUISBURG

Von Robert Hohlbaum

Ich habe oft im Leben Abschied genommen, es war manchmal leichter, manchmal schwerer, aber immer war der bittere Tropfen in dem letzten Trunk zu spüren, der dieses traurige Wort benezt. Von den vielen Abschieden sind mir einige unauslöschlich eingepägt: Eine schwüle Julinacht in meiner Studentenstadt Graz. Meine Bundesbrüder begleiteten mich, den eben Inaktivierten, an den Bahnhof. Wir hatten nicht wenig getrunken, und ich hatte dadurch die wehe Stimmung überäubt. Aber als dann der Schaffner das Abfahrtsignal ausrief und das wundervollste, wehmütigste der Studentenlieder aufklang: „Bemooster Bursche zieh' ich aus . . .“ und der Zug sich langsam in Bewegung setzte, da schnitt mir der Rehrreim vom „Scheiden und Meiden“ doch tief ins jäh erwachte Herz.

Und wieder ein Juliabend, auf den Tag fast zehn Jahre später. Die unseligen Piaveschlachten waren geschlagen, über der venetianischen Tiefebene, über den Kanälen, den Weingärten und Maulbeerhecken, über den Casas, die uns als Wohnstätte und Beobachtungsstand gedient hatten, über den leuchtenden Mohnfeldern lag der letzte Schein. Da hatte man nun mit einemmal Zeit gehabt, krank zu sein; der Arzt hatte Dysenterie konstatiert und mich zum Abtransport bestimmt. Ich kroch mühselig auf den Krümpferwagen, der mich ins Lazarett bringen sollte und gab noch einmal meinen Batterie Kameraden die fieberheiße Hand. Ich war ziemlich stumpf und abgespannt, aber als der ruthenische Fahrkanonier die Pferde antrieb, als mein Hund, den ich nicht ins Ungewisse mitnehmen wollte, zu mir herausspringen wollte, als das gute Gesicht meines Hauptmanns, Landsmanns und Freundes sich ein letztes Lächeln abzwang, da schnitt mir wieder das jähe Erkennen ins Herz, daß eine Spanne meines Lebens, erfüllt von Gefahr und Mühen, aber auch von Freundschaft und Treue, unwiederbringlich in einen dunklen Abgrund versinke.

Und wenn ich heute Abschied nehme, beinahe ein Vierteljahrhundert nach diesem Tage, da erfaßt mich der Gedanke, wie ähnlich diese beiden Abschiede sind. Wieder verlasse ich eine Front, wieder ver'asse ich Freunde, wie ich sie niemals wiederfinden werde, und ich weiß, wieder werde ich bangen Herzens, wie damals im Hinterlande, jedem Heeresberichte lauschen, ob nicht, wie damals die Namen „San Dona“ und „Cava Zucherina“, heute

der Name Duisburg, mir heraus entgegenkönt und mich alles mitleiden läßt, was die Freunde leiden. Und wieder wird die dunkle Erkenntnis vor mir auftauchen, daß eine Entwicklungsperiode meines Lebens im Abgrund der Zeit versunken ist.

Meine jungen Jahre dankten, menschlich und künstlerisch, sehr viel den Farben der Burschenschaft und ihrem nationalen Leitgedanken. Meine Mannesjahre formte der Krieg. Nicht stofflich. Ich habe ja nie einen Kriegsroman geschrieben, aber das Erleben hat doch die Stoffe fernster Historie überschattet und überglänzt. Erst die Schussnäg- und Dollfußzeit, auch eine geistige Frontzeit, nach deren Erlebnis ich die Freunde und Kameraden zurücklassen mußte, hat mir den unmittelbar erlebten Stoff geschenkt. Ich habe bisher auch hier in dieser Stadt kein Thema geformt, das stofflich ihr verbunden ist. Aber ich hätte doch, was ich hier schuf, vielleicht nirgendwo anders schreiben können. Sie war nicht ganz leicht für mich, den jahrzehntelang in Wien Beheimateten, die Änderung und Umstellung in diese ganz anders geartete Welt. Aber als ich zum ersten Male in die treuen, klugen Augen Heinrich Rouenhoffs blickte, als das Oberhaupt der Stadt, Hermann Freytag, so gute Worte über meine Heimat und das Grenzlanddeutschtum fand, als Theo Ellgering mich mit seinem — ich finde hier nur ein wienerisches Wort — Charme begrüßte, da war's mir warm. Und diese Wärme ist gewiebert, hat mein Leben und Schaffen begleitet und hat mich hier das bisher Keiffste gestalten lassen, das mir gelungen ist. Nicht zum eigenen, zum Ruhm der guten Stadt seien die Werke herher gesetzt, die ich aus Duisburger Boden zog: „Die stumme Schlacht“, „Das letzte Gefecht“, „Der Sonettensyklus“, „Von den kleinen Dingen“ und meine Balladen, dazu noch viele Stücke aus dem „Hellen Abendlied“. Auf Spaziergängen im Duisburger Wald entstanden sie, seltener am Schreibtisch, sehr oft aber — ich muß der Wahrheit die Ehre geben — im Badezimmer des „Duisburger Hofes“, der mir geradezu eine Heimat wurde. Selbst an der Wirtstafel feilte ich an den Sonetten, und ein Kuriosum dürften drei Stücke aus den „Kleinen Dingen“ sein, auf einer Speisekarte der Würzburger Bierstube, mitten unter Stammgerichten, Kaviarbrötchen und Mainzer Käse, aufgezichnet. Vermutlich wird sie demnächst unter anderen Manuskripten in einer Wiener Ausstellung zu sehen sein. Zu einem Stück Heimat ward mir meine Bücherei, nicht zuletzt durch die Großzügigkeit der führenden Männer der Stadt. Wenn sie neu und modern aufgebaut werden konnte, so habe ich das ihnen, vor allem meinem gütigen Vorgesetzten und lieben Freunde Heinrich Rouenhoff zu danken.

Mit meinen Mitarbeitern, zumeist feminini generis, voran Elli Hoefeld, verbindet mich ein Band, das hoffentlich auch meine Trennung nicht zerreißen wird. Wie schön war es, wenn ich nach getaner Arbeit mit Herbert Hertel nach dessen Ausspruch das Wort Sofalehne konjugieren konnte (ich soß alleine, du soßst alleine), aber dieses traurige Schicksal war nur eine theoretische Erwägung, in Wahrheit sammelte sich oft ein erlesener Freundeskreis. Es lebe das König-Pils, der Dürkheimer, der sogar vor Karl Hans Strobls Zunge Gnade fand, und wie die Kostbarkeiten alle heißen mögen! Herbert Griebitzsch hatte schon recht, wenn er mir bei meinem Einstand in einem stammlichen Jargon, den Walter Ring als nicht ganz autochthon bezeichnen und Schmitz-Veltin vielleicht ins Urgermanische verweisen würde, daß es sich in Duisburg „lāben“ ließe. Faste einen einmal die Sehnsucht nach den schlesischen Wäldern, so ließen Paul Nentwig und ich den Duisburger Rheinwind durch die Fichten der Altvaterberge und der Glazer Grafschaft rauschen und disputierten uns unser Heimweh fort. Leibliche Gebrechen, die leider durchaus nicht nur auf König-Pils und Rotwein zurückzuführen waren — heilten die Arztesfreunde Viktor Drator, Hugo von Schwedler, Paul Pannen und der gute Dr. Thiele. Ich wollte, ich könnte alle nennen, die mir Gutes taten, es würde eine lange Litanei. Aber Arthur Gay, meinen Betriebsassistenten, muß ich noch verzeichnen, als den fünfzehnten Nothelfer. Er wußte für alles Rat. Er fand funktionierende Schneider und Schuster, er beherrschte die schwere Wissenschaft der Lebensmittelmarken und Bezugsscheine, er trieb Dienstmänner auf, die das Gepäck zum Bahnhof führten, und wenn ich nicht schon versorgt wäre, er hätte mir gewiß auch noch eine Frau verschafft.

Die Stadt lebt in der deutschen Öffentlichkeit als Stadt der Arbeit. Sie hat in mir das Stück Preußentum der Pflicht noch zum Reifen gebracht, dessen Grundstein schon meine Vaterstadt Jägerndorf legte. Nicht jeder wird dieses Gesicht Duisburgs lieben, aber jeder wird es achten müssen wie ich. Aber es gibt noch ein „anderes Du'sburg“, wie es Peter Funk nannte, ein russisches. Welch große Verdienste erwarben sich die von Heinrich Rouenhoff, dem Spiritus rector in musis et litteris, betreuten und angeregten Lehrer und Schulen um die Pflege der Dichtkunst! Wie viele namhafte Kollegen gewannen hier unverwischbare Eindrücke, von denen kein Geringerer als Erwin Guido Kolbenheyer Zeugnis gab! Welch unvergeßliche Erinnerungen werden mir Konzerte unter Otto Volkmann oder Liederabende sein, an denen der kraftvolle Dirigent zum zarten, anschnieg-samen Begleiter wurde! Und dann die Oper! Wie sauber bis ins letzte ausgearbeitet jede Aufführung von Georg Hartmanns kundiger Hand! Wie bleibend die künstlerischen Leistungen der Solisten und Sängerinnen! Wenn ich hier Egmont Koch nenne, so deshalb, weil ich nicht nur den Sänger, sondern auch den Freund grüßen will. Aber auch alle anderen seien bedankt! Wenn ich aus der Fülle besonders helle Erinnerungslichter hervorheben will, so nenne ich „Cosi fan tutte“, „Aida“, „Walküre“, „Wildschütz“, ein bunter Strauß, dessen Buntheit Reichtum ist.

Ich habe bisher nur vom glücklichen, starken, unbeschwertem Du'sburg gesprochen. Wir alle wissen, welche Narben und Runen heute das Antlitz dieser Stadt trägt. Aber diese Narben sind überglänzt vom Schimmer einer heroischen Haltung, vor der ich mich neige. Vielleicht ist es mir vergönnt, davon öffentlich zu zeugen und so einen Teil der Dankeschuld abzutragen. Oft und oft werde ich mich umsehen auf meinem Abschiedsweg, nach den Siebeln, Essen und Türmen, davon einer nicht mehr ist und doch eben deshalb einmal von der duldenden Kraft dieser Stadt um so lichteres Zeugnis geben wird.

Vermächtnis!

Von Robert Hohlbaum

Scharrt mich ein! Kein Freund im Trauerbunde.
Scharrt mich ein! Doch um dieselbe Stunde
setzt euch in unsrer Kneipe Nische
trunkbereit zum vollbesetzten Tische!

Stoßet an und laßt die Gläser klingen!
Stoßet an! Kein Becher wird zerspringen,
denn ich fehle nicht in euerm Kreise,
wenn ihr stille seid und reif und weise.

Laute Klage wollte mich vertreiben.
Seid gefaßt, dann will ich bei euch bleiben
und genießen, frei von Last und Lehen,
ätherleicht, wie's euch noch nicht gegeben.

Trinkend sollt ihr meinen Geist beschwören,
und ihr werdet Melodien hören
aus dem fernen Reich. Ein Lied des Weines,
doch verklärt vom Glanz des hohen Scheines.

Euer armes, erdgebanntes Leben
will ich reieh in meinen Himmel heben,
enge Nähe wird zur hohen Ferne,
Wein wird Licht und Becher werden Sterne.

Heimlich wird ein Abglanz euch geleiten
durch der Tiefe wechselnde Gezeiten,
und in jeder hohen Stunde Feuer
seid ihr mein. Und ich bin atmend euer!